

Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung

Bilden, Helga

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bilden, H. (1994). Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung. *Journal für Psychologie*, 2(3), 50-54. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-24803>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

präsentanten des anderen Geschlechts, als etwas Besonderes und als Vertreter eines Allgemeinen. Die Analyse dieses spannungsreichen Verhältnisses sollte im Zentrum jeder kritischen Psychologie stehen.

Die vom Methodenzwang und der bürokratischen Menschenverwaltung beherrschte Universitätspsychologie blockiert die Entfaltung von Räumen des Sprechens, in denen Weibliches und Männliches seinen Ausdruck finden kann. Sie erlaubt kaum Orte, an denen auf die bewußten und unbewußten Manifestationen des Geschlechtlichen gehört werden kann. Die Frauenbewegung dringt an der Universität zu Recht auf Räume, in denen Frauen ihre Talente entwickeln können. Darüber wird leicht vergessen, wie wenig Möglichkeiten die Universität Männern gibt, die Probleme ihrer sexuellen Identität zu bearbeiten, anstatt sie bloß zu agieren.

Eine Psychologie, die die Geschlechtlichkeit intellektuell und praktisch bearbeiten

möchte, muß alle ihre Anstrengungen mit einer kritischen Selbstreflexion verbinden, die überprüft, wie sie mit der historisch sich wandelnden Geschlechtlichkeit verbunden ist. Diese Selbstreflexion verlangt nicht nur intellektuelle Anstrengungen, sondern vor allem die Entwicklung einer Erfahrungsfähigkeit, die darauf angewiesen ist, daß man sich Ängsten stellt, die zur bewußtlosen Flucht in die an der Universität institutionalisierten zwangsneurotischen Einstellungen drängen, die auf die Leugnung des Geschlechtlichen angewiesen sind. Die Universität sollte nicht nur dem Bewußtsein mehr Raum geben, daß es zwei Geschlechter gibt, sie braucht darüber hinaus Arbeits- und Beziehungsformen, in denen sich erotische Spannungen so entfalten können, daß sie ein lebendiges Denken aufladen können. Nur andere Beziehungen der Geschlechter erlauben es, veränderte, freiere Formen des intellektuellen Begehens hervorzubringen.

Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht für sozialwissenschaftlich-psychologische Forschung

Helga Bilden

Im folgenden betrachte ich Geschlecht als *soziale Kategorie, die in kulturellen Praktiken mit der Leiblichkeit des Individuums verknüpft wird*. Basis dafür ist die Annahme lebenslanger (biologisch = psychisch = sozial) eindeutiger Zugehörigkeit zu einem von nur zwei Geschlechtern. Geschlechterverhältnisse sind soziale Verhältnisse. Damit soll Biologisches nicht geleugnet werden, aber die wohlfeile biologische „Erklärung“ im Rahmen des simplen Zwei-Geschlechter-Denkens infragegestellt werden.

Psychologie, die Menschen als scheinbar geschlechtslose Wesen konzipiert, dabei allerdings eher (weiße, euroamerikanische) Männer im Blick hat, geht an einem wesent-

lichen Moment der psychosozialen Wirklichkeit der Individuen vorbei. Denn mit dem eigenen Geschlecht und dem des Gegenübers in der Interaktion werden Überzeugungen, Erwartungen, Stereotype, Wünsche, Selbstkonzepte und Lebensmuster verbunden: In bezug auf das, was eine Person mit „Geschlecht“ assoziiert, für sich und bei anderen, handelt sie. Geschlecht determiniert nicht Verhalten, sondern ist ein *Bezugspunkt des Handelns*. In bezug auf die Bedeutung, die „Geschlecht“ für eine Person lebensgeschichtlich, situativ hat, handelt sie. Jeanne Deaux (1984, 1990) hält daher die übliche Benutzung von Geschlecht als Individuums- oder Persönlichkeitsvariable ohne situativen und Kontext-

Bezug für sinnlos, ohne Voraussage- und Erklärungswert. Sie schlägt stattdessen vor, geschlechtsbezogenes Verhalten in sozialen Situationen zu untersuchen.

Geschlecht ist eine soziale Strukturkategorie mit tiefreichender Bedeutung für Lebenschancen, symbolische Repräsentation und Selbstkonzepte. Die Ungleichheit nach Geschlecht verschränkt sich mit anderen Strukturen sozialer Ungleichheit (Schicht, Nationalität/Ethnie, Rasse usw.).

Das „*symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit*“ (Hagemann-White 1984) wirkt als eine basale Struktur von Gesellschaft, Interaktion und Psychodynamik. Es durchdringt alle gesellschaftlichen und psychischen Bereiche und produziert ein Netz von (meist polaren) Bedeutungen und Zuschreibungen (Kultur-Natur, Rationalität-Emotionalität, Autonomie-Abhängigkeit, Härte-Weichheit, Durchsetzung-Fürsorge usw.). Es ist Bezugspunkt für die Selbst-Bildung und stellt ungleiche Lebensbedingungen her.

Die Geschlechtszugehörigkeit der Beteiligten ist ein zentrales *Orientierungsmoment in der Interaktion*; zu deren Gelingen muß sie symbolisch dargestellt werden (Hirschauer 1988; Lindemann 1993). Mit der Formel „*doing gender*“ haben *EthnomethodologInnen* (West & Zimmermann) die Tatsache bezeichnet, daß wir alle alltäglich Geschlecht(er-differenz) als hierarchische Geschlechterverhältnisse herstellen. Ähnlich gehen die amerikanischen Psychologinnen Hare-Mustin & Marecek (1990) mit *systemischem* Ansatz daran, eine Metaperspektive gegenüber der hypostasierten Geschlechterdifferenz einzunehmen, um zu untersuchen, wie die Bedeutung von Geschlecht in historischen sozialen Kontexten hergestellt wird. Daraus ergibt sich eine Vielzahl neuer psychologischer Fragen. Ein solcher Fragenkomplex wäre, inwieweit und unter welchen Bedingungen Individuen ihre Beteiligung an diesem *andauernden Prozeß der sozialen Konstruktion von Geschlecht* einschränken können. Denn die Herstellung der Geschlechterverhältnisse ist in die Dynamik einerseits von *psychischen*, andererseits von umfassenderen *gesellschaftlichen* Strukturen eingebunden.

Auch für PsychologInnen ist es also eine Frage der Realitätsangemessenheit, im Blick zu behalten, daß es den Individuen vorgege-

bene *gesellschaftliche Strukturen* gibt („objektive Strukturen“, „Kontext“), die sich *historisch* verändern: In ihnen bewegen wir uns; sie müssen wir uns wenigstens teilweise aneignen; mit ihnen müssen wir uns auseinandersetzen, um zu überleben. In der Art, wie wir die vorgegebenen Strukturen aufnehmen, ablehnen, verändern, produzieren wir uns selbst und die Wirklichkeit der Gesellschaft.

Psychologische Forschung zur Problematik der Geschlechterverhältnisse muß daher *disziplinübergreifend* arbeiten: Sie braucht theoretisch-analytischen Bezug auf den *sozialen Kontext*, auf gesellschaftliche Strukturen. Folgende sozialwissenschaftlich-theoretische Kategorien außer dem genannten *Symbolsystem der Zweigeschlechtlichkeit* sind m. E. für die Analyse der Dynamik der Geschlechterverhältnisse unbedingt notwendig: die *Arbeitsteilung* nach Geschlecht in ihrer historischen Form und ihren derzeitigen Veränderungstendenzen; die Trennung und der widersprüchliche Zusammenhang von *Öffentlichkeit und Privatsphäre*; *Macht- Herrschafts- und Gewaltverhältnisse*; die *soziale Organisation von Sexualität und emotionaler Anziehung* um Heterosexualität (Bilden 1990).

Meine Absicht ist nicht, *das richtige* theoretische Konzept zur Geschlechterproblematik vorzuschlagen, sondern ich meine, daß verschiedene Konzepte je nach Untersuchungsinteresse unterschiedliche produktive Potentiale bieten.

Ich favorisiere disziplinübergreifende Konzepte, die *individuelle Lebensgestaltungs- und Selbst-Konstruktionsprozesse* verknüpfen mit Prozessen der *Reproduktion und Veränderung der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse*. Denn Individuen entwickeln sich lebenslang als Frauen und Männer in der *Dynamik der Geschlechterverhältnisse*. Deren historische Dynamik und lebensgeschichtliche Veränderungen sind ineinander verflochten.

In der Dynamik der Geschlechterverhältnisse entstehen und verändern sich die Bedeutungen von Geschlecht und die geschlechtsbezogenen Bedeutungen, aufgrund deren Individuen handeln. Nicht für jede Person, nicht in jeder Situation ist Geschlecht gleich wichtig, nicht jede trägt immer gleichermaßen die geschlechtsbezogenen Normierungen und Typisierungen. Diese sind

längst nicht mehr eindeutig und fix; Geschlecht ist nicht immer konsistent bipolar konstruiert (Wetterer 1992).

Dadurch, daß die Individuen ihr Leben leben, indem sie teilhaben an *soziokulturellen Praktiken*, produzieren sie gleichzeitig sich selbst als weibliche und männliche Subjekte und reproduzieren oder verändern die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse. Mit soziokulturellen Praktiken meine ich gegenständliche, materielle und immaterielle, auch sprachlich-symbolische Tätigkeiten, die nach sozialen Regeln verfahren: Arrangements der Kindererziehung ebenso wie der Umgang von Chef und Sekretärin oder nonverbale Selbstdarstellungen. Zusammenleben von Paaren ohne Trauschein mit einer Tendenz zu mehr Egalität als in formalisierten Ehen ist ein Beispiel für die Veränderung soziokultureller Praktiken durch (massenhafte) abweichende individuelle Lebenspraktiken.

Natürlich geht nicht alles individuelle Handeln in sozialen Praktiken auf und erst recht nicht die Wünsche und Phantasien der Individuen, aber viel mehr, als wir IndividualistInnen uns eingestehen. Zum Beispiel stützen, wie Birgit Rommelspacher (1992) zeigt, die heimlichen Überlegenheitsphantasien der Frauen das Geschlechterverhältnis, indem Frauen mütterlich die Schwächen der Männer decken und gleichzeitig, indem sie sich nach außen hin selbst kleiner machen, die Männer kompetent und überlegen erscheinen lassen (s. a. Flaake in diesem Heft).

Zu den fruchtbarsten Ansätzen, die Bildung komplexer psychischer gender-Strukturen zu verstehen, zählen *feministisch-psychanalytische*. Sie versuchen, weibliche und männliche Entwicklung zu konzipieren als Prozesse der Konstitution von Begehren, Macht- und Unterordnung, Abwehrmechanismen usw. aufgrund der frühkindlichen Beziehungen und ihrer Verarbeitung in der Dynamik der Geschlechterverhältnisse (Chodrow 1985; Benjamin 1990; Rohde-Dachser 1991 u. a. m.).

Produktive Erkenntnisse, etwa über emotionale Sozialisation, sind auch in der Theorie-Tradition des *Symbolischen Interaktionismus* (SI) gewonnen worden. Das gilt ebenso für die Formung von Emotion(säußerung)en von Kleinkindern durch Betreuungspersonen (Brody 1985; Malatesta & Haviland 1985),

wie für die Arbeit von Erwachsenen an ihren Gefühlen, etwa im Beruf (Hochschild 1989) oder in Paarbeziehungen. Ich könnte mir auch die Untersuchung von (Beinahe-) Vergewaltigungssituationen auf der Grundlage von SI-Analysen der Situationsdeutungen und (oft nonverbalen) Aushandlungsprozesse der Beteiligten sehr aufschlußreich vorstellen.

Auch *poststrukturalistisches* bzw. „*postmodernes*“ Denken über die Produktion von Wirklichkeit, auch von weiblicher und männlicher Subjektivität in signifizierender Praxis, in Diskursen, hat psychologische Forschung zum Geschlechterverhältnis angeregt, wie die der Feministischen Kritischen Psychologinnen (Literatur s. Meyer-Siebert in diesem Heft) oder britischer Forscherinnen (Squire 1989; Walkerdine 1986 u. a.). Angesichts der zunehmenden Erzeugung von (nicht nur virtueller) Wirklichkeit durch Medien, Computerspiele usw. scheinen mir solche Herangehensweisen wichtige Beiträge liefern zu können. Das Konzept von sich wandelnden *Genderdiskursen*, der Grundsatz *prinzipiell nicht abgeschlossener Bedeutungen* wären eine Herausforderung an die Psychologie, die so gern experimentell produzierte Eindeutigkeit zu psychologischer Wirklichkeit erklärt. Im Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis und insbesondere mit bezug auf Frauen dürften dagegen *Mehrdeutigkeiten und Ambivalenzen* zu erwarten sein – und sogar in experimentelles Design aufnehmbar, wie Joan Meyer (1988) gezeigt hat.

Mir erscheint in diesem Zusammenhang auch die poststrukturalistische „*Dezentrierung von Subjektivität*“ bedenkenswert für die Weiterentwicklung von Individualitätsvorstellungen, insbesondere gegen die theoretische Hypostasierung von „weiblicher“ oder „männlicher“ Identität (und die zwanghafte Suche danach) (Bilden 1989). Das heißt für mich nicht, das Subjekt theoretisch abzuschaffen, sondern die Widerständigkeit und Verletzlichkeit der Subjekte (Hagemann-White 1993) anzuerkennen und Subjektivität als offenes Projekt zu betrachten, ohne Zwang zur Eindeutigkeit, ohne neue Festschreibungen.

Problematisch dagegen sind die Auflösungen des Geschlechterproblems allein ins Diskursive, Sprachliche, Kognitive, die z. Zt. im Rahmen der Dekonstruktions-Debatte vorgenommen werden (Butler 1991; zur Kritik:

Feministische Studien 1993, Heft 2). Wenn so die materielle und physisch-leibliche Seite menschlichen Lebens verloren geht, entschwindet der Blick für *Ungleichheit und Unterdrückung*, das politische Anliegen der Frauenbewegung, ebenso wie für das *Widerständige und Quere von Individuen*. Auch eine sozialkonstruktivistische Sicht muß die Leiblichkeit, Bedürftigkeit und Verletzlichkeit von Frauen und Männern im Blick behalten, wie die Gebärfähigkeit der Frauen, die ungleiche berufliche Bezahlung, die Tatsache, daß sich Männer Selbsterhöhung und Spannungsabfuhr statt durch produktive Problemlösungen durch Gewalt gegen Frauen verschaffen können usw.

Sozialpsychologische Forschung müßte sich auf die *widersprüchlichen historischen Veränderungstendenzen* in den Geschlechterverhältnissen beziehen (vgl. Bilden 1990): wie auf verschiedenen Ebenen darum gekämpft bzw. verhandelt wird; welchen Veränderungs- und Verhandlungsspielraum gesellschaftliche Bedingungen (z. B. Prosperität oder Arbeitsplatzabbau und öffentliche Sparmaßnahmen) für die Individuen eröffnen oder verschließen; inwieweit und unter welchen Bedingungen diese (un)fähig sind, den Spielraum zu nutzen bzw. zu erweitern; wie sie mit dem historischen neuen Zwang zu individuellen Entscheidungen über Lebensformen, Selbst- und Beziehungskonzepte umgehen. Wenn wir in einer Verhandlungsgesellschaft leben, dann müssen wir aber auch die unterschiedliche Verhandlungsmacht von Männern und Frauen bedenken. Dazu müßte auch psychologische Forschung ein theoretisches Instrumentarium zur Analyse von *Macht-Verhältnissen* entwickeln,

das allerdings über die beliebte einlinige Konstatierung männlicher Dominanz oder der Macht der Frauen als Mütter hinaus differenzieren könnte.

Eine sozialkonstruktivistische Sicht des Zweigeschlechter-Systems hat sehr *komplexe methodologische Konsequenzen*, die sicher mehrstufiges Vorgehen erfordern (Hagemann-White 1993): Einerseits müssen die ForscherInnen die Geschlechter-Differenz voraussetzen und Unterschiede, die für die Subjekte bestehen, einfühlsam herausarbeiten. Andererseits gilt es, wenn wir das Zweigeschlechter-System nicht selbst festschreiben wollen, in Distanz dazu zu gehen und (1) zu beschreiben, *wie* die Unterschiede gemacht werden, (2) aber auch die Gleichheit wahrzunehmen. Denn Frauen und Männer können gleich denken, fühlen, handeln (Kompetenz) und tun es auch oft (Performanz). Beide verfügen über sog. „männliche“ und „weibliche“ Perspektiven, z. B. die Orientierung auf Gerechtigkeit und caring im moralischen Urteil, wenden sie aber (situationsabhängig) mit unterschiedlichem Gewicht an; dabei spielt die soziale Legitimität der dominanten „männlichen“ Perspektive eine Rolle (Hagemann-White 1993).

Um der Festschreibung von „Geschlecht“ entgegenzuwirken, ist es auch wichtig, die Bedeutungsvielfalt, die Mehrdeutigkeit von Geschlecht und die Differenzen innerhalb der „Gruppe“ der Männer sowie innerhalb derer der Frauen nicht zu unterschlagen.

In jedem Fall ist ein geradezu schmerzhaftes Maß an Selbstreflexivität der ForscherInnen angesagt; denn wir sind alle, beim Forschen wie im Alltag, in die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse verstrickt.

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina, & Bilden, Helga, (1991): Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Flick, U. u. a. (Hg.), *Handbuch der qualitativen Sozialforschung*, 23-30. München: PVU
- Bilden, Helga (1989): Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In: Keupp, H. & Bilden, H. (Hg.), *Verunsicherungen*, 19-46. Göttingen: Hogrefe
- dies. (1990): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K. & Ulich, D. (Hg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, 279-302. Weinheim: Beltz

- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M: Suhrkamp
- Deaux, Jeanne (1984): From individual differences to social categories: Analysis of a decade's research on gender. *American Psychologist* 39, 105-116
- dies. & Major, Brenda (1990): A social psychological model of gender. In: Rhode, D. L. (ed.), *Theoretical perspectives on sexual difference*, 89-98. New Haven: Yale University Press
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A. & Wetterer,

- A. (Hg.), Traditionen. Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, 201-254. Freiburg/Br.: Kore
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: männlich-weiblich? (Alltag und Biographie von Mädchen, Bd. 1). Opladen: Leske & Budrich
- dies. (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodologische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. *Feministische Studien* 11 (2), 68-78
- Hare-Mustin, Rachel & Marecek, Jeanne (eds.) (1990): *Making a difference. Psychology and the construction of gender*. New Haven: Yale University Press
- Hirschauer, Stefan (1988): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie* 18, 100-118
- Hochschild, Arlie (1989): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt/M.: Campus
- Malatesta, Carol Zander & Haviland, Jeanette M. (1985): Signals, symbols, and socialization. The modification of emotions in human socialization. In: Lewis, M. & Saarni, C. (eds.), *The socialization of emotions*, 89-116. New York: Plenum Press
- Meyer, Joan (1989): Feminist thought and social psychology. In: Gergen, M. M. (ed.), *Feminist thought and the structure of knowledge*. New York: New York City University Press
- Rommelspacher, Birgit (1992): *Mitmenschlichkeit und Unterwerfung*. Frankfurt/M.: Campus
- Squire, Corinne (1989): Significant differences – Feminism in psychology. London: Routledge
- West, Candace & Zimmermann, Don (1987): Doing gender. *Gender & Society* 1, 125-151
- Walkerdine, Valerie (ed.) (1986): *Feminist social psychology*. Philadelphia: Open University Press Milton Keynes
- Wetterer, Angelika (1992): Theoretische Konzepte zur Analyse der Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. In: dies. (Hg.), *Profession und Geschlecht*, 13-40. Frankfurt/M.: Campus

Die Bedeutung der Kategorie „Geschlecht“ für psychologische/sozialwissenschaftliche Forschung

Jutta Meyer-Siebert

Oskar Negt zum 60. Geburtstag

Die Kategorie Geschlecht ist in der akademischen Debatte (wieder) ins Gerede gekommen. Die feministische Adaption poststrukturalistischer und/oder postmoderner Theorieansätze (z. B. Butler 1991), aber auch sozialkonstruktivistische Ansätze im Kontext ethnomethodologischer Forschung (vgl. Gildemeister & Wetterer 1992) treffen sich in der Auffassung, daß mit der Sex/gender-Unterscheidung entgegen der Intention feministischer Kritik biologistische Determinierungen der Geschlechterdifferenz nicht wirklich überwunden werden konnten. Dem Sex/gender-Dualismus gehe unreflektiert die Annahme voraus, daß es tatsächlich die zwei Geschlechter Frau und Mann gäbe, und so schleiche sich eine Ontologisierung von Geschlecht trotz aller Anstrengung, gender als kulturelle

und soziale Schöpfung aufzuweisen, immer wieder in feministische Kritik ein (vgl. kritisch Landweer 1993). Als Zaubermittel in diesem Dilemma wird allerorten Dekonstruktion ins Feld geführt. Das Feld sind die Diskurse, die – und das haben wir ja von Foucault gelernt – die Gegenstände, die analysiert werden sollen, (mit)herstellen. Konkrete Menschen – Frauen und Männer (ganz zu schweigen von Besitzlosen und Besitzenden, Farbigen und Weißen) – und ihre Praxen tauchen nicht oder randständig auf. So relativiert Butler zwar ihre radikale Botschaft aus dem *Unbehagen der Geschlechter*, daß es keine vordiskursive Realität gäbe, indem sie der Materialität der Körper eine mögliche Bedeutung auch im poststrukturalistischen Theoriezusammenhang einräumt (Butler 1993, 51).